

Vorteile und Herausforderung bei Internationalisierung und internationaler Kooperation auf der Grundlage meiner Erfahrungen im Deutschunterricht

Mai MURAMOTO

In meiner Kindheit war eine Reise ins Ausland ein ganz besonderer Luxus, den sich nur wenige Japaner leisten konnten. Zwar waren das Internet und die E-Mail schon erfunden, aber noch längst nicht als Massenmedium für jeden verfügbar gemacht. Niemand konnte sich vorstellen, dass man ein paar Jahre später in Minutenschnelle Informationen über das Ausland bekommen und mit Menschen über alle Grenzen hinweg kommunizieren würde.

Als Jugendliche war mein Fenster zur Welt die ins Japanische übersetzte Literatur aus dem Ausland, Fernsehsendungen über andere Länder, der Englischunterricht in der Schule und Brieffreunde in Afrika, die mir ein Verein vermittelt hatte. Ich träumte davon, einmal ins Ausland reisen zu können, am liebsten nach Afrika, weil dieser Kontinent mir sehr fremd und am weitesten entfernt von unserer Kultur erschien.

Dann war ich erwachsen und plötzlich war alles ganz anders. Flugreisen wurden erschwinglich und ich konnte mir das Geld selbst verdienen. Da mein Interesse am Fremden nicht weniger, sondern noch stärker geworden war, wollte ich den Traum vom Ausland unbedingt realisieren. Vielleicht war ich nicht mutig genug, allein durch Afrika zu reisen, jedenfalls wählte ich Europa als Reiseziel, das mir nicht ganz so fremd und wild erschien.

Auf dieser ersten Reise habe ich mich in ein Land verliebt. Das war

Deutschland. Zurück in Japan, habe ich angefangen, Deutsch zu lernen und Germanistik zu studieren. Als Studentin hatte ich aber noch nicht vor, nach dem Abschluss Deutsch zu unterrichten. Das Jahr in Köln als Austauschstudentin war für mich eines der glücklichsten in meinem Leben. Ich habe viele Freunde in Europa gewonnen, von denen mir die deutschen am wichtigsten sind, damit ich die Sprache nicht nur lehre, sondern auch lebe.

Vor meiner ersten Europareise habe ich mir unter „Internationalität“ eine vage Verbindung von „Japan und Ausland“ oder „Japanisch und Englisch“ vorgestellt. Ich habe nicht verstanden, dass Internationalität viel mehr bedeutet. Auch heute noch leben (im Vergleich zu Europa) sehr wenige Ausländer in Japan. Würde ich nicht an einer Universität arbeiten, hätte ich kaum Gelegenheit, überhaupt auf Ausländer zu treffen. Man kann sagen, dass die Universitäten kleine internationale Inseln im großen nationalen Inselreich Japan sind.

In Europa erlebe ich die Situation ganz anders. Wenn ich in Deutschland bin, überrascht es mich immer wieder, wie viele Menschen aus anderen europäischen und nicht-europäischen Ländern und Kulturen ich sehe und in ihren Sprachen reden höre. Ich habe den Eindruck einer ständigen Bewegung von Ein- und Auswanderung und Vermischung der Nationen. Mir scheint, dass die Internationalität für Europa so selbstverständlich ist, dass man sie gar nicht grundsätzlich thematisieren muss und sich eher mit Fragen der Interkulturalität beschäftigen kann. Es geht in Europa mehr um die Menschen und weniger um Nationen.

Für die japanische Mentalität ist die europäische Realität eine gewisse Herausforderung. Das gilt auch für die Unterrichtsmethoden. In Japan bedeutet Sprachunterricht oft noch immer Frontalunterricht. Der Dozent erklärt die Grammatik. Der Dozent liest und spricht vor, die Studenten lesen und sprechen nach. Der Dozent schreibt an die Tafel und die Studenten schreiben ab. Für

die Prüfungen müssen die Studenten reichlich pauken und auswendig lernen, um gute Noten zu bekommen. Es entsteht kein wirkliches Gespräch, kein wirklicher Austausch zwischen Lehrer und Schüler, erst recht nicht zwischen den Schülern. Ich war nie glücklich über diese Art von Unterricht.

Letztes Jahr habe ich in Deutschland an einem Didaktik-Seminar des Goethe-Instituts teilgenommen, bei dem mir klar wurde, was ich in meinem eigenen Unterricht vermisste und wie ich es anders machen könnte. Unsere Klasse war international, wir kamen aus ganz verschiedenen Ländern. Der Unterricht bestand aus Gruppenarbeit, Partnerarbeit, Gespräch, Fragen und Antworten und verschiedenen Spielen. Wir lernten und übten alles gemeinsam. Wir stellten uns gegenseitig Fragen und dachten uns zusammen etwas aus. Kurz: Wir sprachen miteinander, und lernten dadurch viel über zwischenmenschliche Kommunikation. Wir wurden nicht nur über neue Methoden der Didaktik belehrt, sondern erfuhren sie im Unterricht selbst.

Ich habe den neuen Stil in meinen Unterricht eingeführt. Obwohl der Lehrer dabei weniger doziert und eher die Rolle des Helfers übernimmt, ist es nicht weniger, sondern mehr Arbeit. Da es in Japan noch fast keine formalisierten Vorbilder für diese Art des Unterrichts gibt, muss ich mir das Konzept selbst entwerfen und die meisten Lehrmaterialien selbst erstellen.

Für meine Studenten war die neue Art des Unterrichts zunächst wie ein kleiner Kulturschock⁽¹⁾. Japaner unterscheiden sehr zwischen Bekannten und Fremden. Man vermeidet den Blickkontakt mit Unbekannten und es gilt als aufdringlich, Fremde anzusprechen. Die Studenten hatten deshalb Angst davor, in der Klasse andere, ihnen unbekannte Kommilitonen anzusprechen und von ihnen angesprochen zu werden. Sie waren nicht an selbständiges Arbeiten gewöhnt und erwarteten stets fertige Problemlösungen vom Lehrer.

Inzwischen hat sich die Situation gebessert. Die Studenten sind viel aktiver und der Unterricht lebendiger. Wir suchen gemeinsam nach Antworten auf

unsere Fragen und diskutieren Lösungsansätze. So lernen die Studenten nicht nur die Sprache, sondern auch (so hoffe ich), Gespräche zu führen und schwierige Situationen durch Kommunikation zu meistern.

Für mich ist die Fähigkeit zum Dialog (egal, ob in der eigenen oder fremden Sprache) eines der wichtigsten Merkmale sozialer Kompetenz. Ohne eine grundlegende Gesprächsbereitschaft und das Wissen, dass und wie man gemeinsam Probleme durch Gespräche lösen kann, ist Interkulturalität nicht möglich. Die Sprache des anderen zu beherrschen reicht nicht, wenn man mit ihr nicht auch die zwischenmenschliche Kommunikation erlernt.

Es ist mir wichtig, dass meine Studenten nicht nur Deutsch lernen, sondern einen gewissen Mehrwert im Unterricht bekommen. Viele, wenn nicht gar die meisten von ihnen werden nach dem Studium wenig oder gar keine Möglichkeit haben, nach Deutschland zu reisen und berufliche oder private Beziehungen zu diesem Land aufzubauen. Für sie wäre das Resultat nur eine tote Sprache, die sie nicht anwenden können. Wenn sie aber mit dem Deutschunterricht wie nebenbei auch ihre soziale Kompetenz verbessert haben, so wird ihnen das in ihrem Leben in vielen Situationen nützlich sein.

Ganz allgemein denke ich, dass Japan als Nation seine interkulturelle Kompetenz verbessern sollte. Es fehlen nicht nur Sprachkenntnisse, sondern auch einfach das Wissen, wie man durch gelungene Kommunikation gute Beziehungen herstellt, zum Beispiel zu den asiatischen Nachbarn, die für Japan sehr wichtig sind. Als Lehrerin will ich meinen Teil dazu beitragen, dass Japans Fähigkeit zur friedlichen, internationalen Kooperation gestärkt wird. Europa kann da ein Vorbild sein, und der Deutschunterricht mehr als nur Fremdsprachenvermittlung.

Anmerkung

- (1) Mein Unterrichtsaufbau (Je nach der Atmosphäre der Klasse oder der Verständnisfähigkeit der Studenten verzichte ich auf Nr. 6, 7 und 8.):
1. Spiel zur Aufwärmung
 2. Wiederholung
 3. Hausaufgabe überprüfen (Gruppen- od. Partnerarbeit)
 4. Hausaufgabe überprüfen (Gesamtarbeit der Klasse)
 5. ein neues Beispiel nennen, das nicht in die gelernte Grammatik passt.
 6. Nachdenken „Warum?“ (Gruppenarbeit)
 7. eine neue Regel finden (Gesamtarbeit)
 8. mit den anderen Beispielen überzeugen (Gesamtarbeit)
 9. nach der Erklärung Übungen machen (Gruppen- od. Partnerarbeit)
 10. Üben (Gesamtarbeit)
 11. Spiel als Zusammenfassung (z.B. Fehlerkorrigieren, Kärtchenspiel, Kettenspiel mit Bewegungen im Klassenzimmer oder auf dem großen Flur)
 12. Abschließende Zusammenfassung

